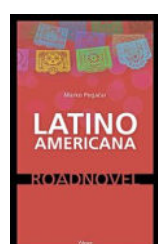


## Treppen ins Erlebnis

Marko Pogačars Reisetexte „Latinoamericana“

Im peruanischen Amazonasgebiet sind noch heute zahllose Goldsucher unterwegs. Mit Maschinen pumpen sie illegal Gestein vom Flussboden nach oben, in der Hoffnung, mit ein bisschen Goldstaub nach Hause gehen zu können. Aber es gibt auch die anderen Goldsucher, jene, die nach den Goldklumpen der Erinnerung forschen. Für ihr Tagewerk brauchen sie nicht mehr als eine gute Wahrnehmung – und Vertrauen in die Kraft der Imagination.

Der kroatische Schriftsteller Marko Pogačar, 1984 in Split geboren, hat auf seinen Reisen durch Lateinamerika einige dieser Gedächtniskünstler kennengelernt. Eine entfernte Cousine von Pablo Escobar etwa, die viel über ihren berühmten Verwandten, den Drogen-



**Marko Pogačar:**  
„Latinoamericana“  
Roadnovel.  
Aus dem Kroatischen  
von Alida Bremer.  
Wieser Verlag,  
Klagenfurt 2024.  
99 S., geb., 21,- €.

kartellboss, erzählen kann, obwohl sie ihn nur einige wenige Male getroffen hat. Oder einen jungen Dichter aus Costa Rica, der in Chile geboren wurde und seine Kindheit in Panama verbrachte, aber nur einmal außerhalb des Kontinents war – in Paris, um das Grab von Charles Baudelaire zu besuchen. All diese Gesprächspartner reden von etwas, das sie das „lateinamerikanische Verhängnis“ nennen: ihre Idee von Heimat, die in der paradoxen Formel „Heimatlosigkeit als Schicksal“ ihren Ausdruck findet.

Marko Pogačar gehört aber auch selbst zu den mnemonischen Goldsuchern. Und die Frage „Was bin ich?“, die seine Reisebekenntnisse beschäftigt, treibt ihn gleichfalls um. Nur dass dieser Schriftsteller das Prinzip Heimatlosigkeit nicht als Schicksal begreift, sondern gewissermaßen selbst gewählt hat: „Ich war ein bärtiger und kahlköpfiger Mann an der Schwelle zum fünfunddreißigsten Lebensjahr (...), fest entschlossen, zu schreiben und mich selbst so gründlich wie möglich zu entwurzeln; entschlossen, das eigene Heim und die eigene Herkunft zu verlassen.“

Seine Reisen führen ihn mal nach Venezuela, mal nach Kolumbien und immer wieder nach Mexiko und Kuba. Dabei interessiert er sich vor allem für gesellschaftlich ausgegrenzte Menschen, trifft Hilfsarbeiter und Obdachlose genauso wie queere Personen, Punks oder Aussteiger. Und er stößt, zum Beispiel in Kuba, auf seine eigene Vergangenheit, sieht Reste der Versprechen auf eine sozialistische Zukunft, wie er sie in seiner Kindheit in Jugoslawien erlebt hat.

Den kleinen Porträts von Menschen und Städten, die meisten kaum mehr als vier Seiten lang, merkt man Marko Pogačars Lust an, atmosphärische Szenen zu entwerfen und mit Metaphern und Vergleichen zu spielen. So leitet er die Beschreibung einer Kirche in Lima mit einer Meeresskizze ein, die sakrale Motive vorwegnimmt: „In diesem Teil (...) wunden sich steile, verwinkelte Treppen zum Ozean hinunter, zu einem Strand, an dem sich das Leben von einem Moment auf den anderen in eine Krypta aus Sand verwandelt, in ein graues Mosaik, über dem die Surfer versuchen gleichzeitig aufzustehen, auf die zerbrechlichen Bretter zu klettern und als bald über das Wasser zu laufen.“

Allerdings schießt er mit seinen Bildern bisweilen über das Ziel hinaus. Etwas wenn es heißt, „die Sonne (prägt) mit ihrem wilden Siegelring ihre Unterschrift in den Asphalt (...) und in meine heiße Kopfhaut“. Und wo an anderen Stellen von der „süßlichen Unterschrift der Freiheit“ die Rede ist oder sich die Wolken „leicht wie Verben“ auf die „kryptischen Sätze der Bäume“ legen, fällt einem beim Lesen nur ein weiteres Pogačar-Bild ein: das von der „sanften Wüste der Langeweile“.

Eine Menge Schreibender wandert über die Seiten dieser Texte. Von Luis de Góngora über Sor Juana Inés de la Cruz bis zu August Stramm oder Vasko Popa. Sie alle sollen Pogačars Schreibdoktrin bezeugen, „das einzige relevante und absolut notwendige Ereignis in einem literarischen Text“ sei „das Ereignis der Literatur selbst“. Man fragt sich jedoch, wie dieser Satz mit dem ebenso deutlich spürbaren Anspruch zusammenpasst, Welt zu beschreiben, kapitalistische Strukturen kritisch zu reflektieren und „Personen aus dem wahren Leben“, wie es der Klappentext nennt, zu charakterisieren.

Sei's drum. Alida Bremer hat in ihren Übersetzungen Pogačars verwinkelte Sätze in genaue deutschsprachige Varianten verwandelt. An seinen besten Stellen gleitet der Rhythmus dieser Prosa tatsächlich die Fassaden hinab, wie es einmal heißt, und nistet sich „inmitten des unentwirrbaren Netzes aus Nerven“ ein.  
NICO BLEUTGE



Griechenland als Liebesinspiration, hier die Aufnahme eines jungen Paares in Athen im Jahr 2001

Foto Barbara Klemm

# Liebe als bewusste Entscheidung

Perspektivwechsel als Prinzip:  
Hannes Köhler macht aus zehn Szenen einer  
Paarbeziehung einen ebenso faszinierenden  
wie glaubwürdigen Roman.

Die Romane von Hannes Köhler erzählen von Erinnerungen an die amerikanischen Kriegsgefangenschaft im Zweiten Weltkrieg, militäntem Widerstand in Spanien unter der Franco-Diktatur und immer wieder auch von der Freundschaft. Sein jüngster Titel hingegen widmet sich nun einem anderem, fast ungewöhnlichen Thema, gemessen anhand der bisherigen Veröffentlichungen: der Liebe. Der aktuelle Titel „Zehn Bilder einer Liebe“ nimmt somit weniger gesellschaftlich-politische oder historische Gemengelage in den Blick, sondern richtet sich auf die intime Konstellation der Paarbeziehung und beschäftigt sich mit den Herausforderungen und der Alltagslichkeit von Liebe.

Die „Zehn Bilder einer Liebe“ zeigen zehn Momente in der Beziehung von Luisa und David. Kennengelernt haben sie sich im Urlaub in Griechenland: Nach einer durchgezogenen Nacht küssen sie sich bei Sonnenaufgang am Strand. So weit, so klassisch. Doch Luisa ist zu dieser Zeit mit Holger verheiratet und hat gerade erfahren, dass sie schwanger ist. Daher gehen sie nach dem gemeinsam verbrachten Morgen vorerst getrennte Wege. Bis sie sich sieben Jahre später in Berlin zufällig und unverhofft wiedertreffen. Luisa hat sich derweil von Holger getrennt, denn er hat das Versprechen sich um die gemeinsame Tochter Ronya zu kümmern, damit Luisa sich ihrer Karriere als Küchenchefin widmen kann, nicht eingelöst. David hat sich nach dem abgebrochenen Jurastudium aus seinem Nebenjob in einer Schiffswerft eine Existenz aufgebaut und ist nun mit seinen Kollegen sogar zum Inhaber dieses Betriebs geworden. Sie beginnen sich kennenzulernen und gehen eine Beziehung ein, werden schließlich eine Familie zu dritt mit Luisas Tochter Ronya.

Doch der Wunsch nach einem zweiten Kind wird für die beiden zur Zer-

reißprobe. Davon erzählen sie, die zehn Bilder einer Liebe: von Fehlschlägen, von Abschieden, der Angst und dem Neuen, dem Alltag und dem Zusammensein, dem Verlust und schließlich auch dem Weitermachen. Mit diesen abstrakten Schlagwörtern sind auch die zehn Kapitel des Romans betitelt, und jedes Bild ist wie eine Zeitkapsel oder Erinnerung in sich geschlossen und wird aus der Perspektive beider Figuren abwechselnd erzählt. Und obwohl die Kapitel nicht chronologisch geordnet sind, ergeben sie in ihrer Reihenfolge und den zehn unterschiedlichen Situationen die Geschichte der Liebe von David und Luisa.

Allerdings ist dies keine verkitscht überzeichnete Liebesgeschichte, vielmehr hat Köhler es geschafft, seinen Protagonisten neben der emotionalen auch eine reflektierende Seite mitzugeben. Beide überlegen sie, was eine Beziehung, was Familie für sie bedeuten kann, und versuchen, diese bedeutungsschweren Begriffe umzudeuten und anzupassen an die eigene Lebensweise: „Sie hasste das Wort Familie, Familie war Zwang, war Blut und Genetik, war Schweigen, schlecht versteckte Abneigung. Aber das, dieser Mischmasch aus ihnen dreien, das war etwas, für das ihr ein besseres Wort fehlte, etwas, auf das sie das alte, verfluchte Wort vorsichtig setzen konnte, ohne dass es sich nach Ersticken anfühlte. Einzel sein und doch etwas Gemeinsames. Aber weil man es wollte, nicht weil man musste.“ Und so definierte beide Liebe als bewusste Entscheidung, die laufend neu getroffen wird,

und nicht als übermannendes Gefühl, dem man schicksalhaft ausgeliefert ist.

Bei solchen Bestimmungsversuchen der Liebe juckt es einem in den Fingerspitzen, eine soziologische Klammer aufzumachen. Niklas Luhmann beschrieb schon 1994 in „Liebe als Passion“, dass Liebe kein einzigartiges, individuelles Gefühl sei, welches einen überkommt und für lebenslanges Glück oder Unglück sorgen kann, sondern vielmehr kulturell und gesellschaftlich codiert, in Form von zahlreichen Mustern an Verhaltens- und Kommunikationsweisen, welche unsere Handlungen und Emotionen durchdringen. Nimmt man dann noch die Werke von Eva Illouz dazu, etwa „Gefühle in Zeiten des Kapitalismus“, gelingt es auch, die ökonomischen Prinzipien innerhalb von Paarbeziehungen zu beschreiben.

Wenn man nun wie die beiden Hauptfiguren von Köhlers Roman, David und Luisa, Liebe als bewusste Entscheidung sieht, lässt sich bei der kulturellen Codierung und Ökonomisierung von Liebe die Handlungsmacht zurückgewinnen: „Bedingungslose Liebe, Mutterliebe, Sie glaubt nicht daran. Nicht bei Ronya, nicht bei David. Sie will das nicht. Und sie glaubt nicht, dass das eine schlechte Sache ist. Es ist nicht gesund. Liebe ohne Bedingungen, ohne Grenzen ist eine Liebe, die auch Gewalt ertragen würde, Lieblosigkeit von der anderen Seite. Scheiß auf Romantik, die düstere, die schwere. Aufgeklärte Liebe ist keine schwächere Liebe, Liebe, die jeden Tag oder jede Minute aufs Neue entscheidet, dass sie bleibt, ist am Ende viel mehr wert.“

Hannes Köhler ist mit seinem Roman „Zehn Bilder einer Liebe“ eine der wohl schwierigsten Übungen gelungen: von der Liebe erzählen, und zwar so, dass man es lesen möchte. In seinen zehn kurzweiligen und doch nahegehenden Bildern begleiten wir seine Protagonisten David und Luisa in schweren und hoffnungslosen genauso wie in federleichten, vertrauten und intimen Momenten ihrer Beziehung. Dass das erzählerisch funktioniert, liegt vor allem auch an den beiden glaubwürdigen Figuren und den ständigen Perspektivwechseln zwischen ihnen.

Noch dazu wird auch das Thema der Elternschaft in gelungener Weise behandelt. Beispielsweise in der ihnen zuvor unbekanntem Schlaflosigkeit mit einem Neugeborenen: „Es ist Müdigkeit, wie du sie nicht kennst. Es ist Müdigkeit, die so schlimm ist, dass dein Kopf sie löscht. Es ist Müdigkeit, die dich dumm macht.“ Oder auch in der erschreckenden Erkenntnis, dass das eigene Kind verletzlich ist: „Es war die erste schwere Verletzung. Die erste OP. Es würden andere folgen, vermutlich. Sie würden da sein. Wie hielten Eltern das aus, wenn ihre Kinder schwer erkrankten, schwerer stürzten als Ronya? Konnte man anders als zerbrechen, wenn das eigene Kind zerbrach?“

In der Beschreibung solch alltäglicher, aber doch prägender Momente des Lebens und der Liebe liegt die Stärke von Hannes Köhlers neuem Roman.  
EMILIA KRÖGER



**Hannes Köhler:**  
„Zehn Bilder einer Liebe“ Roman.  
Frankfurter Verlagsanstalt,  
Frankfurt am Main 2025.  
224 S., geb., 24,- €.

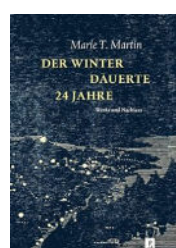
## Was passiert, wenn die Wirklichkeit zerstäubt?

Sie starb jung, doch was sie dichtete, machte Marie T. Martin zu einer prägenden poetischen Stimme.

Innerhalb der lyrischen Öffentlichkeit ist Marie T. Martin keine Unbekannte, wenn sie auch nie im Zentrum der Aufmerksamkeit stand. Mit ihren beiden Gedichtbänden „Wisperzimmer“ (2012) und „Rückruf“ (2021) wusste sie zu überzeugen. „Lösen“, eines ihrer Gedichte aus dem letztgenannten Band, wurde in der Frankfurter Anthologie umschichtig von Julia Trompeter besprochen. Ihre Erzählungen „Luftpost“ (2011) sowie ihre „Kleine Prosa“, die sie 2015 unter dem Titel „Woher nehmen Sie die Frechheit, meine Handtasche zu öffnen“ publizierte, runden das Bild einer Autorin ab, die sich mit ihren Prosaminutaturen und Gedichten einen eigenständigen literarischen Kosmos eingerichtet hat.

Im November 2021 ist Marie T. Martin in ihrer Geburtsstadt Freiburg im Breisgau nach langer Krankheit verstorben. Jetzt ist im Leipziger Verlag Poetenladen in einem mehr als 400 Seiten umfassenden einzigen Band ihr – so die Herausgeber – „schmales Gesamtwerk“ erschienen. Neben den zu Lebzeiten

publizierten Texten enthält er auch jene Prosaminutaturen aus ihrem Nachlass, die Martin vor ihrem Tod noch bis zur Drucklegung vorbereiten konnte. Der Dichter Norbert Hummelt erinnert an Marie T. Martin in einem einprägsamen



**Marie T. Martin:**  
„Der Winter dauerte 24 Jahre“  
Werke und Nachlass.  
Poetenladen,  
Leipzig 2024.  
432 S., geb., 32,80 €.

Nachwort. Der schön gestaltete, von Franziska Neubert illustrierte Band ermöglicht, das literarische Œuvre in seinen wesentlichen Merkmalen zu überblicken.

Marie T. Martin erweist sich als Autorin poetischer Innerlichkeit. Mit großer Behutsamkeit, in einer einfachen, jedoch fein ausnuancierten Sprache buchstabiert sie das Gefühlsleben ihrer Figu-

ren aus. Weil sich für Martin Identität ausschließlich prozessual konstituiert – darin liegt das zeitgemäße ihres empfindsamen Programms –, können sich alle Personen jederzeit neu erfinden. Sie sind aber gleichzeitig auch von potentieller Selbstaflösung bedroht: „Noch heute // kann dich die Angst überfallen, dass / alle auf einmal verschwunden sind, / dass du eine Täuschung bist oder ein / seltsamer Traum.“ Das Leben ein Traum (La vida es un sueño), heißt es schon bei Calderón. Folgerichtig greift eine stete Auflösungsbedrohung Raum: „Deine Finger brizzeln wie elektrische Stäbe / berüh nicht zu viel es könnte zerfallen.“

Und was passiert, wenn die vermeintliche Wirklichkeit zerstäubt? Dann macht sie bei Martin die Sicht frei auf dahinter liegende, ebenfalls instabile Welten. Marie T. Martins Poesie differenziert sich aus in „Unsicherheit und die / Unsicherheit dahinter“. Es handelt sich um eine Poesie des Provisoriums, der Porosität und unablässigen Durchlässigkeit. Die ihre Formsprache wieder-

rum in der Formulierung von Projekten, Katalogen, Vorhaben, Konzepten und Entwürfen findet, die nie über das Stadium des Entwurfs hinauskommen, weil schon der nächste Impuls folgt und keinen Raum für deren Umsetzung lässt.

Ständige Affizierbarkeit erhält somit ihren Gegenpol in einer nicht enden wollenden Erschöpfung, gegen die Martins Figuren ihrerseits – mal naiv, mal listig – mit immer neuen Vorsätzen, Vorhaben und Entwürfen ankämpfen: „Ich fühle mich so müde, sagte ich, dabei müssten wir begeistert in die Welt hinausgehen und sie erobern wollen. Tja, sagte er und grinste, es müsste eine Positive Zeitung geben, in der jeden Tag nur positive Dinge stehen.“

Marie T. Martin wertet solche Sehnsüchte nicht als naiv. Sondern als signifikant für unsere Gegenwart. Indem sie diese Empfindungen ausstellt, hat diese Schriftstellerin eine eigenständige literarische Stimme entfaltet, die aus einer zentralen Randlage der Gegenwartslyrik mit großer Eindringlichkeit zu uns spricht.  
CHRISTIAN METZ

## Unter Malochern

Ein Band fragt nach den Identitäten des Ruhrgebiets

Die immer dickeren und bunteren Bücher über das Ruhrgebiet, wie etwa zuletzt „RuhrGold“ (F.A.Z. vom 14. Januar), zeigen es an: Das Revier sucht neue Bilder, die Fotografien von rauchenden Schloten und glühenden Hochöfen gehören, im Jahr sieben nach Schließung der letzten Zeche, der Vergangenheit an und treffen keine Gegenwart mehr. Es geht um beides, um Außen- und Innensicht, Imagebildung und Selbstbewusstsein. Dahinter steht die Frage der Identität, das Gummivort wird gedehnt und strapaziert.

Stefan Berger schlägt, mit Stuart Hall, vor, „Identität“ durch „Identifikation“ zu ersetzen, da dieser Begriff „ein höheres Moment an Selbstreflexivität“ habe und sich „seiner eigenen Konstruiertheit bewusst“ sei. Die „Meistererzählung“, die sich im Verlauf der IBA Emscher Park



**„Schimanski, Kumpel, Currywurst?“**  
Identitätskonstruktionen für das Ruhrgebiet seit den 1970er Jahren.  
Hrsg. von J. Czierpka, S. Thieme und F. Bock.  
Campus Verlag,  
Frankfurt am Main 2024.  
369 S., br., 39,- €.

(1989 bis 1999) verstärkt und seitdem verfestigt habe, stelle Industrialisierung und Deindustrialisierung in den Mittelpunkt und reduziere das Ruhrgebiet auf seine Montangeschichte; Mittelalter und frühe Neuzeit kämen so wenig vor wie andere Industrien (Chemie, Textil, Glas), Kapitalismuskritik werde historisiert, die destruktive Energie des technologischen und wirtschaftlichen Fortschritts marginalisiert, der „Wert der Solidarität“ einseitig entpolitisiert, Kontinuitäten zwischen nationalsozialistischer und bundesrepublikanischer Gesellschaft ausgeklammert und der zunehmend beliebte Heimatbegriff unkritisch adoptiert.

Berger, Leiter des Instituts für Soziale Bewegungen in Bochum und so etwas wie der Chefhistoriker des Ruhrgebiets, fordert, die Meistererzählung zu pluralisieren und auch „vergangene Zukünfte“ (Reinhard Koselleck) in den Blick zu nehmen, wobei die Dekonstruktion mit jenen Akteuren beginnen sollte, die für die homogene Erzählung verantwortlich zeichnen und sie festschrieben: Künstler, Akademiker, Intellektuelle. Die „Vervielfältigung der Geschichten“ müsse die „Gastarbeiter“ und auch Arbeiterinnen, vor allem der Textilindustrie, umfassen der wahrnehmen. Diskursiv wie auch politisch seien, so Berger, agonistische Formen des Erinnerns geboten.

Was Berger unreift, liest sich wie eine Einführung: „Welche Vergangenheits- und Zukunftserzählungen braucht die Gegenwart des Ruhrgebiets?“ Doch diese Frage eröffnet nicht, sondern beschließt den Sammelband, der sich der „seltsam unbestimmten Identität“ jenseits der Stereotype von „Schimanski, Kumpel, Currywurst“ annähert, indem er spezifische Entwürfe aus verschiedenen Bereichen auffächert: Ausgehend von Oral-History-Interviews sondiert Constanze von Wrangel, wie individuelle Lebenswege mit Orten der Industriekultur verknüpft werden; Stefan Gock erklärt, wie Museumsleute zu erinnerungspolitischen Akteuren werden (können); Helen Wagner zeigt auf, wie die Industriegeschichte seit den späten Achtzigerjahren imagepolitisch funktionalisiert wurde und sich für eine Vereinnahmung durch rechte Gruppen öffnete; und Julia Wambach zeichnet nach, wie Schalke 04 sich erst während der Deindustrialisierung auch aus kommerziellem Kalkül als „Kumpel und Malocherclub“ inszenierte.

Einblicke in die männlich geprägte Metal-Szene im Revier gibt Marco Swiniartski; Johanna Danhauser begreift das Fortleben der bergmännischen Chorkultur als performative Musealisierung, Fabian Köster arbeitet heraus, wie die Ausstellung „Kunst der 60er Jahre in Gelsenkirchen“ 1988/89 die Polarität von Krise und Prosperität spiegelte, Lena Torwesten untersucht, wie sich das Narrativ des „Arbeiterbistums“ Essen auch ohne Arbeiter mit neuen Inhalten füllte und die Nähe zur Lebenswelt bewahrte; David Rüschemschmidt nimmt den christlich-islamischen Dialog im Ruhrgebiet als Ausweis für eine weitgehende Integration der religiösen und kulturellen Vielfalt.

Es ist bemerkenswert und mag erstaunen, dass Traditionen der sogenannten Hochkultur als identitätsstiftende Faktoren so gut wie keine Rolle spielen. „Wandel durch Kultur – Kultur durch Wandel“, das Motto der Europäischen Kulturhauptstadt Ruhr 2010, findet kein Echo, Folkwang-Museum oder Aalto-Oper kommen nur am Rande vor, das Schauspielhaus Bochum, seit seiner Stolz der Stadt, wird nicht einmal erwähnt. War das Ruhrgebiet da vielleicht schon einmal weicher? „Bochums Dreiklang – merk ihn Dir; Kohle – Eisen – Schlegel-Bier!“ Als eine lokale Brauerei in den Sechzigerjahren damit warb, kurierte, auf den Intendanten des Schauspielhauses gemünzt, eine kulturelle Variante: „Bochums Dreiklang – merk ihn Dir; Shakespeare – Schalla – Schlegel-Bier!“  
ANDREAS ROSSMANN